



Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de

Rosemarie Marschner

Zu Ehren des Königs

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Rosemarie Marschner
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Das Bücherzimmer (21099)
Das Jagdhaus (24501)



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. GFA-COC-001278
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Originalausgabe
Dezember 2009
© 2009 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: 'The Costume Ball'
(French School/bridgemanart.com/Private Collection)
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Gesetzt aus der Sabon 10,25/13'
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-24759-7

Prolog

Am 27. März 1680 traf in Schloss Versailles die Nachricht ein, der Gefangene von Pignerol sei verstorben. Die jüngeren Höflinge wussten nur vom Hörensagen, wer gemeint war, die älteren aber wagten kaum, sich an den Mann aus einer Zeit zu erinnern, in der eigene Gedanken und ein offenes Wort noch möglich waren.

Fünf Tage und fünf Nächte hatte der Bote gebraucht für seinen Ritt vom äußersten Rand des Königreichs, wo vor sechzehn Jahren die Kerkertore hinter dem bis dahin reichsten Mann des Landes für immer zugefallen waren. Fünf Tage und fünf Nächte über verschneite Berge und durch Täler, in denen die Schmelzwasser brausten. Fünf Tage und fünf Nächte fast ohne Rast und ohne Schlaf, weil die Botschaft in dem ledernen Köcher so dringlich war und nach den Worten des Festungskommandanten so ungemein erfreulich für die Majestät von Frankreich.

Als der Bote im Ehrenhof von Versailles angelangt war, brach sein Pferd unter ihm zusammen. Auch er selbst befürchtete, die wenigen Schritte bis ins Zentrum der Macht nicht mehr bewältigen zu können. Doch ein einziger Satz genügte, dass ihn die Wachen wie einen Delinquenten die Treppen zu den Gemächern des Königs hinaufzerrten. Ein einziger Satz, der sich wie Feuerzungen im Schloss verbreitete, noch ehe der Bote die königlichen Räumlichkeiten erreicht hatte. Ein einziger Satz, den der junge Soldat hervorstieß, als er sein Schreiben dem Minister des Königs überreichte: »Der Sieur Fouquet ist tot!«

Im gleichen Augenblick öffnete sich eine Tür im Hintergrund des Raumes. Ludwig selbst, der Gottgeschenke, stand da, als hätte er sein Leben lang auf diese Mitteilung gewartet und die atemlose Stimme durch die geschlossenen Türflügel hindurch vernommen.

Der Bote fiel auf die Knie und wiederholte seine Nachricht: »Der Sieur Fouquet ist tot!«

Es war still im Raum. Nur das Ticken einer Uhr war zu vernehmen. Durch die hohen Fenster drangen die schrägen Strahlen der Abendsonne und erhitzten den Nacken des Boten, dass er meinte, ohnmächtig zu werden. Niemand forderte ihn auf, sich zu erheben. Es dauerte lange, bis er aufzublicken wagte. Vor ihm stand der Minister Colbert in seinem schwarzen Samtgewand und daneben der König, genau so wie der Bote ihn auf Bildern gesehen hatte. Ein wenig stämmiger vielleicht und nicht ganz so vornehm wie in der Darstellung der Hofmaler, dennoch unverkennbar durch seine Löwenmähne und sein energisches Kinn. Rot ist er im Gesicht, dachte der Bote, fast wie ein Bauer. Aber noch während ihm die Röte auffiel, verschwand sie plötzlich. Der König erbleichte. Er blickte auf den Brief, den ihm Colbert entgegenhielt. Dann wandte er sich ruckartig um und eilte in sein Gemach zurück, als müsste er seine Gefühle vor der Welt verbergen. Die Tür fiel zu. Noch immer streckte Colbert die Hand mit dem Schreiben aus. Auch sein Gesicht war blass, noch blasser als das seines Herrn.

Da ihn niemand beachtete, stand der Bote auf und verließ rückwärts unter Bücklingen den Raum. Das Letzte, was ihm bewusst wurde, war noch immer das Ticken der Uhr.

Der Sieur Fouquet ist tot!, wiederholte er in Gedanken die bedeutendste Botschaft, die er je überbracht hatte. Er ist tot, und dem mächtigsten Mann der Welt wich das Blut aus dem Gesicht, als er es erfuhr.

Erstes Buch

Zwei fremde Welten

Ein Kind der Zwietracht

I

Der König – Ludwig, der Vierzehnte dieses Namens im großen Frankreich – blieb an einem der Fenster stehen und blickte hinunter auf den schier endlosen Park, dessen Harmonie in aller Welt gerühmt wurde. Doch Ludwigs Augen sahen nichts. Wie betäubt war er und hörte nur immer wieder die wenigen Worte, die ihn erleichterten, als hätte man einen glühenden Stachel endlich aus seinem Fleisch gezogen: Der Sieur Fouquet ist tot.

Wie oft hatte sich der König ausgemalt, diese Nachricht wie eine Absolution zu empfangen! Doch jetzt, da sein Wunsch erfüllt war, spürte er nur noch Leere und ein Gefühl, das ihn schmerzte, obwohl er es sich nicht erklären konnte. Es dauerte lange, bis er es zu bezeichnen vermochte: Bedauern. Der Sieur Fouquet ist tot – und vieles war mit ihm gestorben: sein Lächeln, das bezaubern konnte; seine Leichtigkeit der Entscheidung und des Tuns; sein Blick voller Interesse für den, mit dem er sprach; sein Mitgefühl für die Schwachen und Leidenden und sein Sinn für das Schöne, das er anregte und mit dem er sich umgab.

Der Sieur Fouquet ist tot ... Gut, dass wir ihn los sind!, dachte der König. Ich hätte ihn gern noch einmal gesehen.

Er erinnerte sich an den Tag, an dem er Fouquet zum ersten Mal begegnet war. Es hatte geregnet. Alle Fenster im Palast waren fest verschlossen. Die Enge ließ ihn fast ersticken. Dazu noch das knappe Gewand, in das man ihn gezwängt hatte wie

immer, wenn er zu seinem Vater gebracht wurde. Vier Jahre war er damals alt: ein kräftiges kleines Bürschchen mit dicken roten Backen und den himmelblauen Augen seiner spanisch-habsburgischen Mutter.

Von Geburt an war er ein mürrisches Kind gewesen, das stundenlang schrie und den ständig wechselnden Ammen mit seinen Kiefern die Brüste zerfetzte. Die Geburt des jüngeren Bruders hatte seine Unzufriedenheit noch verstärkt: Philippe, der schon als Säugling die Herzen eroberte, der so früh lachte und den alle liebten, obwohl er doch niemals König sein würde wie Ludwig, der sich seiner künftigen Erhabenheit bereits bewusst war, als er noch in Mädchentracht bei den Frauen erzogen wurde.

Auch an jenem Regentag trug er ein Kleidchen aus hellgrüner Spitze mit breiten Seidenmanschetten und einer seidenen Schürze. Dazu ein Spitzenhäubchen, dessen Bänder seine Gouvernante Madame de Lansac unter seinem Kinn quälend fest verknotet hatte, damit die Ohren des Kindes brav bedeckt blieben und die gestrenge Majestät keinen Grund zur Klage fand.

Fast jeden Tag verlangte sein Vater, ihn zu sehen. Nicht zu einer bestimmten Stunde, sondern immer dann, wenn es ihm gerade passte. Dann schickte er seinen Kammerdiener in die Gemächer der Königin. Ein Klopfen an der Tür genügte, und Ludwig wurde weggerissen von dem, was er gerade tat. Man weckte ihn oder schlug ihm den Löffel aus der Hand. Man zerrte ihn von seinen Spielen fort oder hob ihn aus der Wanne und streifte ihm gewaltsam eines der Besuchskleidchen über, gegen die er sich wehrte, weil er längst aus ihnen herausgewachsen war. Niemand kümmerte sich darum, dass er schrie und weinte. Was zählte, war allein der Wille seines Vaters, des Königs.

Einmal würde Ludwig selbst König sein, hatte ihm seine Mutter erklärt, und er hatte längst begriffen, was das bedeutete: Niemand würde mehr das Recht haben, ihn zu stören oder ihm auch nur zu widersprechen. Was er verlangte, würde geschehen. Doch dafür musste sein Vater erst sterben. Wenn Madame de Lansac ihn über die Korridore schleifte und in die Bibliothek

seines Vaters schob, presste Ludwig das Kinn gegen die Brust, starrte trotzig auf die Füße des Vaters und wünschte seinen Tod herbei.

Es war immer das Gleiche: Sein Vater versuchte, ihn für sich zu gewinnen. Er zeigte ihm Bücher und Landkarten und schenkte ihm Zinnsoldaten, Bälle oder ein Holzsword. Doch der Knabe in seinem Mädchengewand hob nicht einmal den Blick, sondern wartete nur darauf, dass die Enttäuschung des Vaters in einen seiner Hustenanfälle mündete, an denen er fast erstickte und die endlich dafür sorgten, dass er von seinem Sohn abließ.

Seit zwanzig Jahren schon zerfraß die Tuberkulose Lunge und Darm des Königs. Die Schmerzen ließen ihn die Welt hassen und den Tod herbeisehnen. Erst ein heftiger Regenschauer, der ihn eines Nachts im Louvre bei der damals von ihm getrennt residierenden Königin festhielt, hatte das Wunder vollbracht, dass er sich trotz seiner Abneigung neben ihr zur Ruhe legte. Alle im Schloss beteten, dass endlich ein Thronfolger gezeugt würde, und so geschah es auch. Ludwig kam zur Welt, ein Kind der Kälte und der Zwietracht, und doch gesund und kräftig wie kaum ein anderes. Zwei Jahre später wiederholte sich das Wunder. Die Glocken läuteten, als der Sonnenschein Philippe den ersten Schrei tat.

»Nun sind wir doppelt abgesichert«, sagte der König ungewohnt versöhnlich zu seiner Gemahlin, die abgekämpft in ihrem Bett lag. Sie antwortete nicht. Noch immer dröhnten in ihren Ohren die Worte, die er zum Arzt gesprochen hatte, als ihre Bedrängnis am größten war: »Retten Sie das Kind! Die Mutter werden wir verschmerzen können.«

Sie hasste ihn, und er hasste sie, und ihr älterer Sohn stand auf Seiten der Mutter. Erst wenn der Vater nach Luft rang und sich vor Schmerzen krümmte, entspannte sich das Kind, und erst wenn der König um sein Leben kämpfte, lächelte der Kleine.

Ein einziges Mal entdeckte der König dieses Lächeln. Mitten in einem der quälendsten Erstickungsanfälle, die er je erlebt hatte, fiel sein schmerzverschleierter Blick auf das Kind, das vor ihm

stand und ihn voller Genugtuung beobachtete wie ein Insekt, dem man die Beine ausgerissen hat. Wäre er jetzt gestorben, das begriff der König in seiner Not, das Kind hätte gelacht.

Von einem Augenblick zum anderen hörte der Anfall auf. Mit einem endlos langen Atemzug füllte der König seine verkrampfte Lunge. Ein paarmal keuchte er noch, den Mund weit geöffnet. Dabei beobachtete er seinen Sohn, der sofort seinem Blick auswich und wieder zu Boden starrte.

»Du kleiner Teufel!«, flüsterte der König heiser und vergaß, dass er sich einst über die Geburt dieses Kindes gefreut hatte. Gefreut bis zur Glückseligkeit. »Dieudonné« hatte er als zweiten Namen für den Knaben bestimmt. Der Gottgeschenke – obwohl seine Gemahlin vorsichtig Einspruch dagegen erhoben hatte, weil es im Volk Brauch war, unehelich Geborene so zu nennen.

»Ich werde dich lehren, mich so anzusehen!« Die Stimme des Königs gewann an Kraft. »Ich werde dich wegholen von deiner Mutter und ihren albernen Weibern, die dich aufhetzen. Du wirst noch lernen, wem du zu gehorchen hast.«

Das Kind sah ihn nicht an. Da packte der König sein Kinn und riss es hoch, dass die Wirbel im Nacken leise knackten. »Schau mich an!«, schrie er. »Schau mich an, deinen König, dem du alles verdankst!«

Doch Ludwig presste die Lider zusammen. Tränen traten aus seinen Augenwinkeln, aber kein Ton kam über seine Lippen. Da ließ ihn der König los, holte aus und schlug ihn auf die Wange, dass das Kind zu Boden stürzte. Gleich jedoch raffte es sich wieder auf, rannte zur Tür, riss sie auf und floh hinaus auf den Korridor.

Die Wache eilte herein und wartete auf einen Befehl. Doch der König saß zusammengesunken auf seinem großen Sessel und starrte zu Boden. »Kümmert euch nicht um ihn!«, sagte er dumpf. »Ich will ihn nicht mehr sehen.«

Unterdessen stolperte Ludwig schluchzend den Korridor entlang. Weg, nur weg von seinem Vater, dessen Zorn er mehr fürchtete als alles andere! So jung er noch war, begriff er doch, dass er Schuld auf sich geladen hatte, als er die Leiden des Vaters verspottete. Täglich wurde ihm eingeschärft, es sei das strengste aller Gebote, Vater und Mutter zu ehren. Die Mutter sagte es ihm, bevor sie ihn seinen Besuchen in der königlichen Bibliothek überließ. Der Kardinal Mazarin sagte es ihm und auch die Kammerfrauen. Alle. Es war eine Todsünde, den Vater nicht zu ehren. Man kam in die Hölle, wenn man gegen das göttliche Gebot verstieß. Wie es aber in der Hölle zugeht, war das Erste, was man Ludwig gelehrt hatte.

In seiner tiefen Bedrängnis verfehlte Ludwig die Tür zu den Gemächern seiner Mutter. Sein Schluchzen verstummte. Er blieb stehen und sah sich um. Es war dämmerig geworden, und er fand sich nicht mehr zurecht. Die Welt war grau und unheimlich. Niemand war da, ihn zu begleiten und zu beschützen. Vielleicht, dachte er, hatte man ihn schon aufgegeben, und er würde nun in alle Ewigkeit durch die finsternen Gänge irren und nirgendwo mehr ankommen.

Unendlich lang erstreckte sich der Korridor mit seinen vielen Abzweigungen, von denen Ludwig nicht wusste, wohin sie führten. Nirgends ein Geräusch oder eine menschliche Stimme. Ein riesiger Palast voller Menschen, doch in diesem Trakt hatte Stille zu herrschen, um die Majestäten nicht zu stören. Wäre jetzt eine Kerze aufgeflackert, hätte Ludwig geglaubt, sie würde sofort zur Flamme werden und er wäre wahrhaftig in der Hölle angelangt als Strafe für seine Sünden.

Mit dem Rücken zur Wand rutschte er zu Boden. Noch immer zuckte das Schluchzen in seiner Brust, doch seine Tränen waren versiegt. Er überlegte, ob es helfen würde zu beten, aber nach seinen Verfehlungen würde Gott ihn gewiss nicht hören.

In diesem Augenblick vernahm er aus einem der Nebengänge

Schritte, die sich eilig näherten. Leichte Schritte, nichts Bedrohliches. Dazu das Geräusch einer Melodie, die ihm bekannt vorkam und die jemand vergnügt auf dem Buchstaben S vor sich hin zischte.

Ludwig schämte sich plötzlich, dass er zusammengekauert auf dem Boden saß. Doch es war schon zu spät, um aufzustehen. Ein Mann bog um die Ecke, schwarz gekleidet und mit gestärktem weißem Kragen wie all die unzähligen Berater und Sekretäre, die beim König ein und aus gingen. Als er Ludwig sah, stockten seine Schritte, dann eilte er auf ihn zu.

Ludwig blickte abweisend zu ihm auf. Doch das Gesicht des Mannes war freundlich, und seine Augen schauten mitfühlend. »Was machst du denn da?«, fragte er, reichte Ludwig die Hand und zog ihn hoch.

Ludwig starrte ihn an. Er war es nicht gewohnt, dass man ihn duzte. Außer seiner Mutter redeten ihn nur die Küchenmädchen, zu denen er manchmal schlich, mit seinem Vornamen an und sagten »du«. Aber die wussten es nicht besser, und es bereitete ihm sogar Vergnügen, wenn sie ihn ihren »kleinen Kohlkopf« nannten und prustend vor Lachen ihre Röcke hochhoben, damit er ihre rundlichen Beine bestaunen konnte, und wenn er sich bückte, sogar noch mehr.

»Ich bin der Dauphin!«, erklärte Ludwig. »Es ist verboten, mich zu duzen.«

Der Mann lächelte. Er war jung. Ludwig blickte in ein feines, faltenloses Gesicht mit braunen Augen und schön geschwungenen Brauen wie bei einem Mädchen. Über dem sanften Mund ein schmales Bärtchen, das aussah, als wäre es aufgemalt – ganz anders als der steingraue Spitzbart des Königs mit seinen stehenden Borsten, die Ludwig verabscheute ... Welliges braunes Haar bis zu den Schultern. Eine weiche Strähne fiel in die Stirn.

»Ich bin der Dauphin!«, wiederholte Ludwig.

Der junge Mann lächelte noch immer. »Ich weiß«, sagte er gleichmütig. »Aber im Augenblick bist du ein kleiner Junge, der weint, nicht wahr?«

»Ich weine nicht!«

Der junge Mann nickte. »Nein«, gab er nach, »natürlich nicht.« Er nahm Ludwig an der Hand und bog mit ihm in den Korridor ein, aus dem er selbst eben erst gekommen war. Er öffnete eine Tür, die auf eine kleine Terrasse führte. Die Luft draußen war feucht und frisch, und ein leichter Wind strich über Ludwigs Gesicht. Er atmete auf. Es kam ihm vor, als wäre er aus einem dunklen Reich in die Welt der Lebenden zurückgekehrt.

Sie setzten sich auf ein Mäuerchen an der Wand. »Es ist wahr: Du bist der Dauphin«, sagte der junge Mann. »Wenn du es wünschst, werde ich dich nicht mehr duzen.«

Ludwig überlegte. »Lassen wir es dabei«, sagte er dann, »aber nur heute.«

Sie schwiegen lange. Sie hörten, wie die Regennässe von den Bäumen tropfte und wie unten eine Kutsche vorbeifuhr. Vögel sangen, und Menschen redeten miteinander. Einmal lachten alle gleichzeitig auf.

»Was ist dir denn zugestoßen?«, fragte der junge Mann.

Ludwig wollte trotzig schweigen, wie er es gewohnt war. Doch dann blickte er in die Augen des fremden Mannes, und plötzlich strömten die Worte aus seinem Mund. Im wirren Durcheinander seiner kindlichen Jahre erzählte er, dass ihn sein Vater geschlagen habe, dass er selbst böse gewesen sei, frech und ungehorsam und dass er jetzt vielleicht in die Hölle müsse oder zumindest weg von seiner Mutter und den anderen Frauen. Er klagte, dass sein Kleid viel zu eng sei und dass er keine Mädchengewänder mehr tragen wolle. Er sagte, sein Bruder Philippe sei dumm und trotzdem verwöhnten ihn alle. Er sagte, dass er später der König sein werde und dass man ihn deshalb lieben müsse. Er sagte, dass es nicht schön sei. Es: was auch immer das war.

Der junge Mann hörte ihm zu, ohne ihn zu unterbrechen. Er versuchte nicht wie alle anderen, ihn zu erziehen und ihm nachzuweisen, dass er im Unrecht war. Er sah ihn nicht einmal an, sondern blickte ins Blätterdach der Bäume hinter der Brüstung.

»Es ist nicht klug von dir, deinen Vater zu reizen«, sagte er

schließlich. »Versteh mich recht, Ludwig. Ich sage nicht, dass es deine Pflicht ist, ihm zu gehorchen. Das hörst du wahrscheinlich ohnedies jeden Tag. Es ist nur einfach unklug, ihn gegen dich aufzubringen. Er wird immer der Stärkere sein. Du kannst ihm trotzen, aber dann wirst du bestraft. Du gewinnst nichts dabei. Sei einfach höflich, wie man es dich gelehrt hat. Höflichkeit ist die stärkste Waffe, die es gibt.« Er unterbrach sich und schüttelte den Kopf. »Nein, nicht die stärkste!«, verbesserte er sich. »Die stärkste Waffe ist das Lächeln. Wenn du ihn anlächelst – höflich und verbindlich, nicht boshaft und spöttisch –, wird er dir nicht widerstehen können, und du erreichst bei ihm alles, was du willst.«

Ludwig verstand zwar nicht genau, was der junge Mann meinte, aber er erfasste die Lehre daraus. Er wollte nicht mehr geschlagen werden, und er wollte nicht von den Frauen weggeholt werden in die raue Männerwelt des Vaters, die ihm unheimlich war. Ludwig mochte Männer nicht, besonders nicht, wenn sie alt waren und meinten, ein barscher Befehl genüge schon, dass ein Kind alles tat, was sie wollten. Vielleicht hatte der junge Mann recht, und es reichte bereits, höflich zu sein, liebenswürdig und geschmeidig.

»Beim nächsten Mal werde ich ihm ins Gesicht sehen«, sagte Ludwig mehr zu sich selbst als zu seinem Gesprächspartner. Er wusste genau, dass es seinen Vater in Wut versetzte, wenn sein Sohn das Gesicht abwandte und zu Boden starrte. Den »spanischen Duckmäuserblick« nannte der König diese Geste, und die Beleidigung zielte auch in Richtung auf seine spanischstämmige Gemahlin.

»Vielleicht lernst du noch, ihn zu verstehen«, fuhr der junge Mann vorsichtig fort. »Vielleicht liebt er dich sogar und wünscht sich, dass du seine Liebe erwidert.«

Ludwig stand auf. »Bestimmt nicht!«, widersprach er. »Er kann mich nicht lieben. Er muss doch seinen Thron an mich abgeben.«

Auch der junge Mann erhob sich nun. »Wie alt bist du genau, Ludwig?«, fragte er nachdenklich.

»Vier Jahre«, antwortete Ludwig. »Warum?«

Der junge Mann ging nicht auf die Frage ein. »Ich werde dich zu deiner Mutter bringen«, sagte er. »Es geht dir doch wieder gut, oder?«

Ludwig nickte. Einen Augenblick lang wünschte er sich, der junge Mann möge wie zuvor seine Hand ergreifen. »Wie ist Ihr Name, Monsieur?«, fragte er und war wieder der Dauphin, während sie die Terrasse verließen und ins Dämmerlicht der Korridore zurückkehrten.

»Fouquet, Monseigneur«, antwortete der junge Mann. »Nicolas Fouquet.«

Bevor Ludwig an diesem Abend einschlief, dachte er, wie es wäre, einen Freund zu haben. Aber Könige hatten keine Freunde. Das zumindest hatte er von seinem Vater gelernt.

3

Im Laufe der Zeit gelangte Ludwig zu dem Schluss, dass sein Vater eigentlich gar kein richtiger König war, zumindest war er nicht so, wie ein König sein sollte. Wie ein solcher sich verhielt, wusste Ludwig genau, seit Madame de Lansac angefangen hatte, ihm vor dem Einschlafen Märchen vorzulesen, in denen es immer nur um Könige ging, um Prinzen, wie Ludwig selbst einer war, und um wunderschöne Prinzessinnen, die schwere Prüfungen zu bestehen hatten, bis sie endlich das große Glück an der Seite eines liebenden Gatten fanden, der natürlich auch ein König war mit einem goldenen Schloss, einem mächtigen Reich und Tausenden Untertanen, die ihn liebten und verehrten.

»Es war einmal ein König, so mächtig und beliebt bei seinem Volk, so geachtet bei all seinen Nachbarn und seinen Verbündeten, dass man sagen konnte, er sei der glücklichste unter allen Herrschern.« So begann das Märchen von der »Eselshaut«, aus dem Madame de Lansac jeden Abend ein kurzes Stück vorlas. Zu Anfang schmolte er und verlangte nach mehr. Doch dann

gewöhnte er sich an die kleinen Happen. Wenn Madame de Lansac das Buch zuklappte, Ludwig noch einmal übers Haar strich und dann auf Zehenspitzen hinausschlich, sah er vor seinen geschlossenen Augen den glücklichen König, und er kämpfte gegen das Bild, das sich immer wieder dazwischendrängte: sein eigener Vater, so ganz anders als der König im Märchen.

In Gegenwart des vierjährigen Kindes erörterte man ganz offen auch politische Angelegenheiten. Ludwig hockte sich dann in einer Ecke auf den Boden und gab vor, sich mit einem Spielzeug zu beschäftigen, das seine ganze Aufmerksamkeit beanspruchte. In Wirklichkeit ließ er sich kein Wort der Gespräche entgehen. Auch wenn er den Sinn der Verhandlungen nicht verstand, hörte er aufmerksam zu, und es schien ihm, als sei alles, worüber geredet wurde, unerfreulich und bedrohlich. Die Nachbarn liebten den König von Frankreich keineswegs. Sie bekämpften ihn, vor allem der Kaiser in Wien und die Spanier, was Ludwig am meisten beunruhigte, da seine eigene Mutter die Schwester des Königs von Spanien war und damit auch in seinen Adern spanisches Blut floss.

Seit fünfundzwanzig Jahren schon, so entnahm Ludwig den Gesprächen, befand sich das riesige Europa im Krieg. Während der ersten acht Jahre hatte sich Frankreich noch herausgehalten, doch inzwischen bestimmte das Kriegsgeschehen auch die Geschicke des Landes. Was genau das bedeutete, konnte sich Ludwig nicht vorstellen, nur dass fünfundzwanzig Jahre eine unglaublich lange Zeit waren, in der Menschen starben und Dörfer abbrannten, in der Kinder, so alt wie er selbst, Hunger litten und von allen verlassen wurden. Ein guter König wie im Märchen hätte dafür gesorgt, dass dieses Leiden ein Ende nahm. Doch Ludwigs Vater befahl seiner Armee, vorzurücken, zu belagern und zu töten. Er nannte das Volk seiner Gemahlin »diese gottverfluchten spanischen Hunde« und wünschte ihm die Pest auf den Leib.

Wenn seine Generäle ihn wieder verlassen hatten, blieb der König mit seinem Sohn allein zurück. Dann sank er in sich zu-

sammen, hustete und atmete schwer. Einmal weinte er sogar, vergessend, dass sein Sohn ihn beobachtete. Nur allmählich begriff Ludwig, dass sein Vater Angst hatte. Womöglich, weil die Soldaten der gottverfluchten Spanier stark waren. Womöglich, weil sich das glorreiche Frankreich in Gefahr befand.

Ein König, der Angst hatte. Angst vor der Krankheit, vor den Mühen des Sterbens und vor allem vor dem Verlust der Krone. Angst vielleicht sogar vor den eigenen Untertanen. Ludwig selbst hatte mehrere Male erlebt, dass das Volk seinen König durchaus nicht liebte und verehrte. Bei den wenigen Gelegenheiten, bei denen Ludwig mit seinen Eltern in einer Kutsche über die Landstraßen gefahren war, um die Sommertage in Fontainebleau zu verbringen, hatte er gesehen, wie das Volk von Frankreich auf den Anblick der königlichen Kutschen und des mächtigen Geleitzugs reagierte: Die Menschen in den Dörfern verschwanden wie vom Teufel gehetzt in ihren Häusern. Manchmal drohten sie mit den Fäusten und fluchten dabei, bevor sie die Türen hinter sich zuwarfen. Einmal trafen sogar Steine die königlichen Kutschen – und nie, niemals jubelte jemand wie in den Geschichten der Madame de Lansac.

»Warum sind sie so böse?«, fragte Ludwig seine Mutter, die seinen Kopf vom Fenster wendete. »Warum hassen sie uns?«

Seine Mutter zuckte die Achseln. »Es sind wohl die Steuern«, antwortete sie widerwillig. »Das Volk hat keine Lust zu zahlen. Es begreift nicht, wie viel Geld der Krieg kostet. Die Bauern versuchen alles, um sich vor den Steuern zu drücken.«

»Und was geschieht, wenn sie nicht zahlen?«

Die Königin zuckte die Achseln. »Dann veranlasst man sie dazu«, antwortete sie ausweichend.

Da befreite sich Ludwig aus dem Griff seiner Mutter. Er drückte das Gesicht ans Fenster, um einen letzten Blick auf die ungehorsamen Bauern zu werfen. Den »Pöbel« nannten die Berater des Königs das Volk, und ein paarmal hatte Ludwig auch gehört, dass einer von der »Kanaille« sprach, wenn er die Untertanen meinte.

König zu sein bedeutete wohl, dass man gehasst wurde. Nicht allein vom Volk, das konnte Ludwig noch verstehen, da er nichts Gemeinsames fand zwischen sich selbst und den zerlumpten Geschöpfen mit ihrer Haut in der Farbe der Erde und ihren ausgemergelten Körpern. Viel schwerer war es zu verstehen, dass ihm sogar in seiner unmittelbaren Umgebung eine Ablehnung begegnete, von der er schon früh ahnte, dass sie dem Hass der Dorfbewohner verwandt war. Immer wieder spürte er, dass ihn die Söhne des Hochadels, die man zum Spielen zu ihm führte, bei aller Höflichkeit ablehnend behandelten und jede Gelegenheit nutzten, ihm versteckt, aber trotzdem spürbar zu zeigen, dass sie ihn nicht leiden konnten und sich ihm sogar überlegen fühlten.

»Ihre Großmutter war eine Apothekerin, Monseigneur«, sagte der kleine Rohan eines Tages mitten im Spiel zu Ludwig.

Ludwig, der nicht auf einen Angriff gefasst war, lachte. »Meine Großmutter war Königin von Frankreich!«, widersprach er.

»Sie war eine geborene Medici!«, beharrte der blonde Knabe und lächelte schief. »Eine Italienerin, und ihre Vorfahren waren Bürger. Volk. In meiner Familie gibt es so etwas nicht. Wir sind echte Franzosen, und wir waren schon immer Grandseigneurs. Meine Schwestern gehören dem Domkapitel von Remiremont an. Meine Mutter sagt, wenn Sie eine Schwester hätten, würde man sie dort nicht aufnehmen. Ihre Abstammung wäre nicht rein genug.«

Ludwig fiel keine Entgegnung ein. Er schwieg und senkte den Blick. Warte nur, bis ich König bin!, dachte er in hilflosem Zorn. Zum ersten Mal in seinem Leben verstand er seinen Vater, der sich Tag um Tag bei seinem Vertrauten Kardinal Mazarin über die Unbotmäßigkeit des Adels beklagte und einen Bürgerkrieg fürchtete.

Furcht. Angst. Da war es wieder, dieses Gefühl, das wie schlechte Luft die prunkvollen Gemächer der königlichen Familie verpestete. Alle hatten Angst. Jedem misstrauten sie. Keiner in ihrer Umgebung, der nicht von einem ehrgeizigen Rivalen oder einer fremden Macht bestochen sein konnte. Jeder, der ihnen heute